

Jugenderzeugnissen spukende Marotte zurückkam, sich mit dem absolut Nichtswürdigen und Verbrecherischen spielend abzufinden oder wie er selbst sagt, „diesem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen,“ zu dem Zwecke sich „einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen.“ Und zwar hatte er zunächst die Absicht, den Stoff als Oper zu bearbeiten, die er „Die Mytistizierten“ nennen wollte und über deren Composition er sich mit dem Kapellmeister Reichardt besprach⁸³). Aber wie er selbst bemerkt, „es waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth ins Stocken,“ und nun machte er, „um nicht alle Mühe zu verlieren,“ ein prosaisches Stück, ein Lustspiel „Der Großophtha“ daraus, „zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Auf- führung das Ihrige leisteten. Aber grade deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es, wie er weiter gesteht, einen nur desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an . . . und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebes- abenteuer entsetzte.“ Restgnirt fährt er dann fort: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Ar- beiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese Leute, an die ich so viele Jahre (?) gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich meiner heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrage oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten: so groß könne man nicht betrogen werden.“ Vielleicht hat Goethe durch diese Bemerkungen selbst dazu beigetragen, daß man dem „Großophtha“ im Allgemeinen weniger Beachtung schenkt, als dieses Stück wegen seiner sonst trefflichen Anlage und seinen Charakteristik verdient⁸⁴).

Wenn man behauptet hat, Goethe sei gegen Zeit- fragen und politische Ereignisse gleichgültig gewesen, so ist dies unrichtig; im Gegentheil, Goethe fühlte sich, je mehr sich die furchtbaren Folgen der französischen Um- wälzung bemerkbar machten, auch um so mehr aus der ruhigen Strömung seiner frühern Schaffenslust heraus- gerissen, machte sich an die Bearbeitung von allerlei Zeit- stoffen und zersplitterte seinen Geist und seine Zeit in Ex- perimenten, die theils ausgeführt kein Glück machten, theils von ihm selbst fallen gelassen wurden. Dahin gehört ein von ihm um diese Zeit projectirter Roman „Die Reisen der Söhne des Megaprazon,“ wovon nur der Plan und einige zu Stande gekommene Capitel übrig geblieben und bekannt geworden sind. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einiger-

maßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht ver- langend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes.“ Als er jedoch das, was er davon fertig hatte, später in Bem- pelfort im Jacobi'schen Kreise vorlas, nahm er bald wahr, daß Niemand davon erbaut sei. „Ich ließ daher,“ schreibt er, „meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich beruhen.“

In das Jahr 1792 fällt eine fast wunderbar zu nennende Episode seines reichbewegten Lebens, indem Goethe, der ruh- und friedliebende Künstler und Dichter, in die Lage kam, als Begleiter seines Herzogs wilden Scenen und blutigen Ereignissen als Augenzeuge beizu- wohnen. Im August 1792 rückte ein preussisches Heer in Frankreich ein und mit ihm der Herzog von Weimar als Chef eines Reiterregiments. Freilich hatte man sich, verleitet durch die Vorspiegelungen französischer Emigran- ten, nur eine sogenannte „militärische Promenade“ bis Paris vorgestellt, was eine wirkliche, und zwar höchst unglückliche, Campagne werden sollte. Was Goethe als Begleiter des Herzogs auf diesem Feldzuge sah und er- lebte, hat er in seiner einfachen, objectiven, dabei aber immer malerischen und charakteristischen Weise in dem Tage- buche dargestellt, welches er während dieses Feldzugs führte und zuerst 1822 als fünften Theil seines Werkes „Aus meinem Leben“ erscheinen ließ. Derselben Bande sind dann noch die „Zwischenrede,“ welche vorzugsweise aus den Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Bem- pelfort im Jacobi'schen Kreise und in Münster im Kreise der Fürstin Galizin besteht, und sein Tagebuch über die Belagerung von Mainz im Jahre 1793 beigefügt. Dieses Buch gehört auch zu denjenigen Schriften Goethe's, welche weniger gelesen zu werden pflegen, als sie verdienen. Was man auch aus Vereinommenheit gegen Goethe an dem Buche aussetzen gefunden haben mag, so ist es doch sicherlich ein höchst werthvoller Beitrag ebenso zur Geschichte seines eigenen Lebens und Charakters wie zur Geschichte jenes in jeder Hinsicht unheilvollen, auf die thörichtesten Voraussetzungen gebauten Feldzugs, zumal da Goethe durch seine Stellung in der Lage war, Vieles, und zwar mit Ruhe, zu beobachten, was dem Gesichtsk- reise der Meisten entrückt war. Die Ausarbeitung gehört seiner spätesten Zeit an, denn er begann sie erst im No- vember 1821, und dieser Umstand konnte nicht ohne Einfluß bleiben; „man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen,“ sagt er in den „Tag- und Jahreshäften.“ Man darf ferner nicht vergessen, daß Goethe sich den französischen Parteien gegenüber in einer vollkommen neutralen Lage befand; er fühlte ebenso wenig Sympathie für die rohen Demokraten und Demagogen, als für die Aristokraten und emigrirten Royalisten, deren unerträglicher Ueber- muth ihm bekannt und verhaßt war und die nach seiner Ueberzeugung Frankreich in den Abgrund des Verderbens gestürzt hatten. Daß er an den Renommistereien der preußi- schen Junker ebenso wenig Wohlgefallen fand, braucht bei

83) Von dieser ersten Bearbeitung sind nur die Acten geblie- ben, die dann unter der Ueberschrift: „Kopistische Lieber“ unter die lyrischen Gedichte aufgenommen worden sind. Der Kapellmeister Reichardt componirte Mehres davon, z. B. die Vasarie: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten.“ 84) Viel zu abfällig ist das Urtheil von Lewes, den es förmlich unglücklich macht, „ein solches Machwerk unter den Schriften eines so großen Genies zu finden“ und der das Stück „allgemeiner Misachtung“ preisgibt.

der bekannnten Gesinnungsart Goethe's kaum erwähnt zu werden. Daher konnte es auch geschehen, daß er in Feindesland hier und da im Gegensatz zu den Uebrigen als Republikaner angesehen wurde und bei demokratisch Gesinnten besonderes Vertrauen gewann⁸⁵⁾.

Goethe nahm seinen Weg über Frankfurt, Mainz u. s. w. In Frankfurt verweilte er mehre Tage und in Mainz verlebte er zwei heitere Abende mit Sömmering, Forster und Huber. Leider war durch Merck's Tod in dem Kreise seiner süddeutschen Freunde eine empfindliche Lücke entstanden; der unglückliche Mann, durch fehlerhafte, schlägane unüberlegte industrielle Speculationen und vielleicht auch einigen häuslichen Leichtsin in seinen Vermögensverhältnissen gerüttet, hatte in Verzweiflung und an Seele und Leib furchtbar leidend, am 27. Juni 1791 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Er hatte sich schon am 18. Oct. 1788 in einem herzzerreißenden Briefe an Goethe gewandt, worin es unter Anderem heißt: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen.“ Auf Goethe's Fürbitte hatte der Herzog durch ein Darlehen Hilfe gewährt. „Sie können nicht glauben,“ schreibt Merck darauf den 28. März 1789 aus Darmstadt an den Herzog, „was ich vor ohngefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Circle meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah.“ Er gedenkt dann weiter eines von Merck geschnittenen Kopfes von Goethe, von dem ihm dessen Mutter einige schöne Abdrücke zu machen erlaubt habe, und fügt dann hinzu: „Und so siegeln wir Alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe.“ Mit Bezug hierauf antwortet der Herzog aus Wschersleben den 9. April 1789: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Pestschaft mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken“⁸⁶⁾. Die weimarische Hilfe war jedoch nur temporair und nicht vermögend,

dem unglücklichen Merck dauernd seine Gemüthsruhe wieder zu verschaffen und die tragische Endkatastrophe von seinem Haupte abzuwenden.

Ueber Trier, Grevenmachern u. s. w., bei Longwy vorbei, dessen Eroberung ihm schon unterwegs triumphirend verkündet worden, gelangte Goethe am 27. Aug. Nachmittags in das Lager von Brocourt, wo er nach einiger Mühe auch das herzoglich weimarische Regiment ausfindig machte. Seinen diesmaligen Geburtstag (28. Aug.) feierte er in der eroberten Festung in Gesellschaft seiner Kameraden, der Officiere des Regiments und der herzoglichen Hof-, Haus- und Kanzleigenossen. Am 29. brach man von hier auf und traf am 30. vor Verdun ein, zu dessen Beschießung alsbald die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden; mehr als diese Anstalten, die so sehr geeignet sind, bange Spannung und Erwartung zu erregen, beschäftigte ihn das durch Zufall entdeckte Farbenspiel eines in einen trichterförmigen Duell gerathenen Scherbens. „Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt,“ bemerkt er, „machte mirs die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so freich und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast 100 Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten.“ Während das Bombardement so wüthete, daß er in einer eben gewaltsam arbeitenden Batterie wegen des ihm noch ungewohnten fürchterlich dröhnenden Klangs abgefeuerter Haubitzen nicht auszuhalten vermochte, während ein Stadtquartier, von den Brandraketen in Brand gesetzt, bereits in Flammen stand und während es die Belagerten durchaus nicht an sich fehlen ließen, mit ihren Geschützen den preussischen zu antworten, suchte er, „aufgeregt durch die heutige Refractionsercheinung,“ den Fürsten Reuß XV. hinter einer Weinbergsmauer, welche beide vor den feindlichen Kugeln schützte, aufs Lebhafteste von der Farbenlehre und seinen auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen zu unterhalten. Am 2. Sept. capitulirte Verdun und folgenden Tags ritt Goethe in Gesellschaft anderer Kriegskameraden in die durch das Bombardement zum Theil hart mitgenommene Stadt, wo namentlich, wie Goethe zu erzählen sich herabläßt, die verschiedenen Sorten der berühmten verdunischen Liqueure versucht wurden.

Nach einigen Ruhetagen brach man im schrecklichsten Wetter aus der Gegend von Verdun auf, aber trotz Regen und Wind, gegen welche die Zeltdecke nur wenig Schutz gewährte, dictirte Goethe Abends den 12. Sept. seinem treuen, die Kanzleigeschäfte führenden Vogel seine Beobachtung über die Farbenscheinung der Quelle ins Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Diese Papiere, behaftet „mit allen Merkmalen des Regenwetters,“ waren ihm noch später ein theures „Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfade.“ Hier war die Gegend noch immer angenehm und fruchtbar, nun aber drang man durch den engen Paß von Grandpré, den Dumouriez geräumt, um sich auf den Höhen von St. Renehould, die Front gegen Frankreich, aufzustellen, beim schlimmsten Wetter in ein „seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerliche Dirschaften erz-

85) Eine der schönsten und ungläublichsten Verdächtigungen, die je gegen Goethe erhoben worden, ist wol die von dem Herrn von Stramberg in seinem „Rheinischen Antiquarius“ zusammengeschmierete, wornach Goethe und Lafontaine (letzterer machte als Feldprediger im Regimente Thadden die Campagne mit), beide von Stramberg verächtlich „Schreiber“ genannt, Geschöpfe Lombard's und von diesem gedungen gewesen seien, „damit sie ein in den Augen der Welt nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten.“ Goethe soll auch die Gerüchte von dem schlechten Wetter (Stramberg schreibt „um das“ statt „von dem“), von der Unfruchtbarkeit der Champagne und dem Lebensmittelmangel vornehmlich in Umlauf gesetzt haben. Solche Erfindungen sind eigentlich zu schmähtlich und lächerlich, um eine Widerlegung zu verdienen; doch kann man es Dünker immerhin Dank wissen, daß er sich die Mühe genommen, Stramberg gründlich zu widerlegen und zurechtzuweisen. (Vergl. Dünker's Aufsatz: „Goethe und der Feldzug in der Champagne“ in Nr. 119 u. 120 der Augsburger Allgemeinen Zeitung für 1858.) Friedrich Förster's Behauptung, daß Goethe sich meist beim weimarischen Küchenwagen gehalten, ist gleichfalls ohne allen Grund. 86) Vergl. Briefe aus dem Freundestreise von Goethe, Herder, Höpfer und Merck. (Leipzig 1847.)

nähren konnte.“ Man tröstete sich jedoch im Lager mit dem Gedanken, Dumouriez nöthigen zu können, seine vortheilhafte Stellung aufzugeben und eine Schlacht anzunehmen, die man in eilter Selbsttäuschung schon so gut wie gewonnen zu haben glaubte.

Aber es kam zu keiner Schlacht, sondern nur zu einer Kanonade, der berühmten von Balmy (18. Sept.), die aber für die Preußen alle Folgen einer verlorenen Schlacht hatte und vielleicht die einer Niederlage gehabt haben würde, wenn die Franzosen, statt stehen zu bleiben, nun selbst angegriffen und verfolgt hätten. Die französischen Generale waren jedoch mit ihrem Erfolge, der, wie sie wol einsahen, ein für diesen Feldzug entscheidender war, fürs Erste zufrieden, indem sie das preussische Heer, damals noch immer das gefürchtetste Europa's, für stärker und in besserer Verfassung glauben mochten, als es in der That der Fall war. Was den Oberbefehlshaber der preussischen Armee betrifft — mit dem, wie schon früher bemerkt, Goethe während des Rückzugs die erste freundliche Begegnung hatte, eine freundlichere, als die frühere am braunschweigischen Hofe selbst — so hatte dieser durch sein berühmtes Manifest bewiesen, daß er kein Diplomat, und durch seine bisherige Kriegsführung, daß er seiner militairischen Aufgabe keineswegs gewachsen war. Nur durch sein zögerndes, allzuvorsichtiges Vorrücken hatte er die Vereinigung der französischen Corps bei Balmy möglich gemacht. Auf einen solchen Widerstand wie hier war man freilich nicht gefaßt gewesen. Vielleicht hätte ein energischer Angriff auf die Stellung Kellermann's auf dem linken Flügel einen augenblicklichen Erfolg haben können, aber man mochte sich fragen, was man erst vor Paris zu erwarten haben würde, französische Corps und eine Anzahl unerobeter französischer Festungen im Rücken? Man sah ein, leider nur zu spät, daß die verhältnißmäßig schwache preussische Armee, der die Scharen französischer Emigrirten mehr zur Last als zur Stärkung gereichten, nicht in der Lage war, sich in ein Wagniß einzulassen, welches ihre gänzliche Aufreibung und Vernichtung zur Folge haben konnte. Man hatte erwartet, daß die Bevölkerung sich zu Gunsten Ludwig's XVI. erheben, die preussischen Truppen freiwillig mit Lebensmitteln versorgen, ihnen überhaupt jeden Vorschub leisten würde, und von alledem geschah das Gegentheil.

Goethe bemerkt über die Kanonade von Balmy: „Von jeder Seite wurden an diesem Tage 10,000 Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur 1200 Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es Belettonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne.“ Es war eine bloße Kanonenschlacht, ohne weitere Manöver, Evolutionen, Angriffe und Gegenangriffe, und daher recht geeignet, die Erscheinungen des Kanonensiebers kennen zu lernen. Und Goethe machte auch dieses hierbei zum Gegenstande seines Studiums; er ritt, zur Ver-

wunderung mehrerer ihm begegnenden Officiere vom Generalstabe, so recht in das Bereich des Geschützfeuers und achtete genau auf die Empfindungen, die dabei in ihm vorgingen. „Es schien,“ berichtet er, „als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, sodas man sich mit demselben Elemente, in welchem man sich befindet, vollkommen durchdrungen fühlt. Die Augen verlieren Nichts an ihrer Stärke und Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand, sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegungen des Blutes habe ich Nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr Alles in jener Gluth verschlungen zu sein. Hieraus erhellt nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne.“ Alle diese Empfindungen schienen ihm jedoch nur durch das Gehör zugeführt und durch das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft hervorgebracht zu sein. Wieder zurückgeritten und völlig in Sicherheit fand er, daß alle jene Gluth sogleich erloschen und nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Er gesteht übrigens, daß dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen gehöre und daß er auch unter seinen „lieben und edeln“ Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach verspürt hätte.

Die Niedergeschlagenheit nach dem Richterfolge dieser Kanonade war im Heere um so größer, da man noch am Morgen nicht anders gedacht hatte, „als die sämmtlichen Franzosen aufzuspießen und aufzuspeisen,“ ja ihn selbst, gesteht er bei dieser Gelegenheit, habe das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition verlockt; „nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen.“ Goethe will übrigens an jenem verhängnißvollen Tage zu seinen Umgebungen die weissagenden Worte gesprochen haben: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Ehrenhalber und in Stillstandsverhandlungen mit Dumouriez begriffen, blieb man noch einige Tage in der Gegend stehen, dann trat man den Rückzug an unter den erschwertesten Umständen, da unablässige Regengüsse den Boden aufweichten, an Lebensmitteln Mangel war und in Folge davon die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff; glücklicherweise aber blieb man vom Feinde unbelästigt. Auf diesem Rückzuge, einem der schlimmsten, von denen die Kriegsannalen berichten, hatte Goethe mehrfach Gelegenheit, gegen Blünderer einzuschreiten und überhaupt Beweise seiner Menschenfreundlichkeit zu geben, dann aber auch, z. B. in Arlon, an den Franzosen eine „bürgerliche Würde, Freundlichkeit und gutes Benehmen“ kennen zu lernen, wovon wir uns in „eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite ville mag lächerlich sein, die teutschen Kleinstädter sind dagegen absurd.“

Nachdem Goethe alle Beschwerden dieses unglück-